



# Leseprobe

J. R. Ward

**Sohn der Dunkelheit**

Black Dagger 22 - Roman

---

Bestellen Sie mit einem Klick für 8,99 €



---

Seiten: 432

Erscheinungstermin: 10. März 2014

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

[www.penguinrandomhouse.de](http://www.penguinrandomhouse.de)

Titel der Originalausgabe:  
LOVER AT LAST (Part 2)

Aus dem Amerikanischen  
von Corinna Vierkant



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

3. Auflage  
Deutsche Erstausgabe 04/2014  
Redaktion: Bettina Spangler  
Copyright © 2013 by Love Conquers All, Inc.  
Copyright © 2014 der deutschen Ausgabe  
und der Übersetzung by  
Wilhelm Heyne Verlag, München,  
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,  
Neumarkter Str. 28, 81673 München  
Printed in Germany  
Umschlagbild: Dirk Schulz  
Umschlaggestaltung: Animagic, Bielefeld  
Autorenfoto © by John Rott  
Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-453-31519-8

Gewidmet: euch beiden.

*Es ist an der Zeit, und niemand verdient es mehr als ihr.*

Kragen gepackt und ihm den Dolch an den Hals gehalten hatte, eine Szene wie aus einem Buch in der Bibliothek des Heiligtums – eine dramatische Episode aus dem Leben eines anderen.

Doch sie hatte das alles vom Untersuchungsbett aus gesehen und nicht in einem Buch davon gelesen ...

Es klopfte an der Tür, leise, weshalb Layla eine weibliche Person vermutete.

Sie schloss die Augen. Sosehr sie jede freundliche Zuwendung zu schätzen wusste, wäre sie doch lieber ungestört geblieben. Der Kurzbesuch der Königin war anstrengend gewesen, obgleich sie sich darüber gefreut hatte.

»Ja?« Ihre Stimme war so schwach, dass sie sich räuspern musste. »Ja?«

Die Tür ging auf. Erst erkannte Layla nicht, wessen Schatten da den Rahmen füllte. Groß. Kräftig. Doch kein männlicher Vampir ...

»Payne?«, fragte sie überrascht.

»Darf ich reinkommen?«

»Aber natürlich.«

Layla wollte sich aufsetzen, doch die Kriegerin bedeutete ihr, liegen zu bleiben, und schloss die Tür hinter sich. »Nein, nein, bitte ... keine Umstände.«

Die einzige Lichtquelle war die Lampe neben der Kommode, und in ihrem sanften Schein wirkte Vishous' Schwester nahezu bedrohlich, mit ihren diamantfarbenen Augen, die aus dem markanten Gesicht zu funkeln schienen.

»Sag mir, wie geht es dir?«, erkundigte Payne sich sanft.

»Sehr gut, danke. Und dir?«

Payne kam auf sie zu. »Das mit deinem ... Zustand ... tut mir so leid.«

Wie sehr wünschte Layla, Phury und die anderen hät-

ten niemandem davon erzählt. Doch ihr Aufbruch aus dem Haus hatte ziemlichen Wirbel verursacht und sicher zu besorgten Nachfragen geführt. Dennoch hätte sie die Sache lieber für sich behalten und auf gut gemeinte Besuche verzichtet.

»Danke für dein Mitgefühl«, flüsterte sie.

»Darf ich mich setzen?«

»Selbstverständlich.«

Sie erwartete, dass Payne auf einem der Stühle Platz nehmen würde, die im Zimmer herumstanden. Doch sie trat ans Bett und setzte sich zu Layla.

Um wenigstens den Anschein einer Gastgeberin zu wahren, wollte Layla sich nach oben schieben, wurde jedoch jäh von einer Serie von Krämpfen erfasst.

Payne fluchte betroffen, während Layla sich wieder hinlegen musste. Mit rauer Stimme sagte sie: »Vergib mir, aber ich kann im Moment keinen Besuch empfangen – auch wenn es gut gemeint ist. Danke für dein Mitgefühl ...«

»Ist dir bewusst, wer meine Mutter ist?«, fiel ihr Payne ins Wort.

Layla drehte den Kopf auf dem Kissen hin und her. »Bitte, geh ...«

»Weißt du es?«, unterbrach Payne sie.

Layla war zum Heulen zumute. Sie hatte keine Kraft für eine Unterhaltung – und ganz bestimmt nicht über *Mahmens*. Nicht jetzt, da sie ihr Kind verlor.

»Bitte.«

»Ich wurde von der Jungfrau der Schrift zur Welt gebracht.«

Layla runzelte die Stirn, als diese Worte durch den Nebelschleier ihrer Qual – körperlicher wie seelischer – in ihr Bewusstsein drangen. »Wie bitte?«

Payne atmete tief durch, als würde ihr diese Enthül-

lung weniger Freude als Kummer bereiten. »Ich bin die leibliche Tochter der Jungfrau der Schrift. Ich wurde vor langer Zeit geboren, doch ich erscheine nicht in den Annalen der Auserwählten und meine Herkunft wurde vor aller Augen verborgen.«

Layla blinzelte schockiert. Im Heiligtum oben hatte Paynes außergewöhnliches Aussehen immer als Mysterium gegolten, doch sie hätte niemals danach gefragt, allein schon, weil es ihr nicht zustand. Doch in einem Punkt war sie sich sicher: An keiner Stelle wurde erwähnt, dass die heiligste Mutter der Spezies ein Kind zur Welt gebracht hatte.

Genau genommen war es die Grundlage des gesamten Glaubenssystems, dass eben jenes *nicht* der Fall war.

»Wie ist das möglich?«, hauchte Layla.

Paynes leuchtende Augen wirkten ernst. »Ich habe mir dieses Schicksal nicht ausgesucht. Und ich rede nicht darüber.«

Ein angespanntes Schweigen folgte, und Layla spürte instinktiv, dass Payne die Wahrheit sagte. Zudem spürte sie bitteren Zorn von ihr ausgehen, über dessen Ursache sie nur spekulieren konnte.

»Du bist eine Heilige«, flüsterte sie voller Ehrfurcht.

»Ganz und gar nicht, dessen sei dir sicher. Aber aufgrund meiner Abstammung besitze ich eine gewisse ... wie soll ich sagen? Fähigkeit.«

Layla versteifte sich. »Und die wäre?«

Payne sah ihr mit ihren diamantfarbenen Augen fest ins Gesicht. »Ich möchte dir helfen.«

Layla legte die Hand auf ihren Bauch. »Wenn du damit andeuten willst, du könntest es schneller zu Ende bringen ... dann nein.«

Sie hatte ihr Kind nur so kurz in ihrem Bauch. Ganz

gleich, wie schmerzhaft es war, sie wollte keine Minute ihrer einzigen Schwangerschaft opfern.

Denn dieser Tortur würde sie sich kein zweites Mal unterziehen. In Zukunft würde sie sich während der Triebigkeit betäuben lassen.

Diesen schrecklichen Verlust einmal zu ertragen reichte für den Rest ihres Lebens.

»Und wenn du glaubst, es aufhalten zu können«, fuhr Layla fort, »dann irrst du dich. Das ist unmöglich.«

»Da wäre ich mir nicht so sicher.« Paynes Augen leuchteten. »Ich würde gern versuchen, dein Kind zu retten. Wenn du es zulässt.«

Mr C hatte sich im ehemaligen Rektorat auf dem Campus der leer stehenden Brownswick-Schule für Mädchen niedergelassen.

Das entnahm er dem angeknacksten Schild auf dem Gang.

Da man hier nicht heizen konnte, war die Raumtemperatur identisch mit der Außentemperatur, doch dank des Bluts von Omega stellte Kälte kein Problem dar. Ein Glück, denn im großen Schlafsaal auf dem Hügel gegenüber, hinter einem verwilderten, schneebedeckten Rasen, schliefen fast fünfzig *Lesser* wie die Toten.

Und hätten diese armen Schlucker Wärme oder Verpflegung gebraucht, wäre er echt aufgeschmissen gewesen.

Glücklicherweise musste er sie nur mit einem Dach über dem Kopf versorgen. Den Rest erledigte ihre Initiation – und dass sie alle vierundzwanzig Stunden eine Phase der Bewusstlosigkeit einlegen mussten, kam ihm sehr gelegen.

Er brauchte Zeit zum Denken.

Gütiger Himmel, was für ein Chaos.

Der Drang umherzuwandern wurde übermächtig, und er wollte seinen Stuhl zurückschieben. Da fiel ihm ein, dass er auf einem umgedrehten Eimer Wandfarbe saß.

»Verdammt.«

Er sah sich in seiner schäbigen Behausung um. Der Putz war von der Decke gebröckelt, die Fenster waren vernagelt, in einer Ecke klaffte ein Loch in den Bodendielen. Diese Schule glich den Konten, die er vorgefunden hatte.

Nirgends Geld. Keine Munition. Stumpfe Gegenstände als Waffen, und das war auch schon alles.

Nach seiner Beförderung zum Haupt-*Lesser* war er zunächst völlig im Rausch gewesen, voller Tatendrang. Jetzt sah er die Defizite. Es fehlte an Geld, es fehlte an Mitteln, es fehlte an allem.

Dennoch erwartete Omega Erfolge. Was er bei seiner kleinen Stippvisite in der letzten Nacht überdeutlich zum Ausdruck gebracht hatte.

Und das war ein weiteres Problem: Mr C hasste diese Übergriffe.

Gegen den Rest konnte er wenigstens etwas unternehmen.

Er streckte die Arme über den Kopf, ließ die Schultern krachen und dankte dem lieben Herrgott für zweierlei: erstens, dass die Handys noch nicht abgeschaltet waren – er konnte also weiterhin mit seinen Jungs im Einsatz in Verbindung bleiben und das Internet nutzen. Und zweitens, dass ihn all die Jahre auf der Straße mit einer eisernen Faust ausgestattet hatten, wenn es darum ging, halbwüchsige Idioten im Drogengeschäft zu befehligen.

Er brauchte Zaster. Und zwar schnell.

Dafür hatte er auch schon einen verdammten Beschaffungsplan gehabt: Vergangene Nacht um Mitternacht



hatte er drei seiner Jungs mit den letzten neuntausend-dreihundert Dollar losgeschickt. Die Aufgabe dieser Schwachköpfe hatte darin bestanden, das Geld zu übergeben und mit dem Stoff zurückzukommen, damit er ihn strecken und auf kleine Tütchen verteilen konnte. Und dann hätte er seine neuen Rekruten losgeschickt, um das Zeug auf der Straße zu verkaufen.

Dummerweise wartete er noch immer auf die verdammte Lieferung.

Langsam fragte er sich wirklich, was aus seinem Stoff respektive Geld geworden war.

Natürlich bestand die Möglichkeit, dass diese Penner damit durchgebrannt waren. In diesem Fall würde er sie jagen und einfangen wie räudige Hunde und dann ein Exempel an ihnen statuieren, sodass allen klar war, was sie riskierten, wenn sie ...

Sein Handy klingelte. Er griff danach, sah auf das Display und nahm den Anruf an.

»Wurde aber auch Zeit. Wo steckt ihr, und wo ist mein Stoff?«

Pause. Dann antwortete eine Stimme, die nicht im Geringsten nach dem pickligen Schieber klang, dem er das Handy, die Kohle und die letzte funktionsfähige Schusswaffe der Gesellschaft anvertraut hatte.

»Ich habe hier etwas, das Sie wollen.«

Mr C runzelte die Stirn. Die Stimme klang sehr tief. Den Tonfall kannte er von der Straße, aber den Akzent konnte er nicht einordnen.

»Es ist nicht das windige Handy, von dem aus Sie anrufen«, sagte Mr C gedehnt. »Von denen habe ich jede Menge.«

Denn wenn man nichts in der Hand hatte, kein Halfter, kein Portemonnaie, blieb einem nur noch zu bluffen.

»Wie schön für Sie. Aber haben Sie auch jede Menge von dem, was Sie mir geschickt haben? Geld? Arbeitskräfte?«

»Wer zum Teufel spricht da?«

»Ihr Feind.«

»Darauf können Sie Ihren Arsch verwetten, wenn Sie mein Geld genommen haben.«

»Tatsächlich ist das eine vereinfachte Antwort auf ein ziemlich komplexes Problem.«

Mr C sprang auf und warf dabei den Eimer um. »Wo ist mein *verficktes* Geld, und was haben Sie mit meinen Männern gemacht?«

»Ich fürchte, sie können nicht mehr ans Telefon kommen. Aus diesem Grund rufe ich an.«

»Sie haben keine Ahnung, mit wem Sie hier sprechen«, presste Mr C hervor.

»Aber nein, ganz im Gegenteil. Sie sind es, der sich diesbezüglich im Nachteil befindet – wie in so vielerlei Hinsicht.« Bevor Mr C aufbrausen konnte, wurde ihm das Wort abgeschnitten. »Wir machen es so: Ich rufe Sie bei Anbruch der Nacht an und gebe Ihnen bekannt, wo Sie mich treffen können. Allein. Sollte Sie jemand begleiten, weiß ich davon, und Sie hören nie wieder von mir.«

Mr C war es gewöhnt, Verachtung für andere zu empfinden – das brachte seine Betätigung mit sich, bei der er ausschließlich mit miesen Kleinganoven und mittellosen Junkies zu tun hatte. Aber dieser Typ hier an der Strippe war beherrscht. Ruhig.

Ein Profi.

Mr C unterdrückte seinen Zorn. »Ich habe es nicht nötig, mich auf irgendwelche Spielchen einzulassen ...«

»Doch, das haben Sie. Denn wenn Sie Drogen zum Verkauf benötigen, kommen Sie nicht um mich herum.«

Mr C verstummte. Das hier war entweder ein größenwahnsinniger Irrer oder ... jemand, der wirklich Macht besaß. Zum Beispiel der Typ, der im Laufe des letzten Jahres nach und nach die Mittelsmänner im Drogenhandel von Caldwell getötet hatte.

»Wo und wann?«, fragte er mürrisch.

Ein kehliges Lachen tönte aus dem Handy. »Gehen Sie bei Anbruch der Nacht ans Handy, und Sie finden es heraus.«

Paynes Gesicht verdüsterte sich, und ihr Blick schweif-  
te ab. »Meine Gründe müssen dich nicht interessieren.«

»Doch, das müssen sie.«

Jetzt versteinerte sich Paynes Profil. »Die Tyrannei mei-  
ner Mutter macht uns zu Schwestern, wir sind beide Op-  
fer ihrer Vorstellung vom großen Weltgefüge. Sie hat uns  
auf unterschiedliche Weise eingekerkert – dich als Aus-  
erwählte, mich als leibliche Tochter. Ich würde alles tun,  
um dir zu helfen.«

Layla hatte sich noch nie als Opfer der Jungfrau der  
Schrift betrachtet. Doch als sie jetzt an ihre Sehnsucht  
nach einer Familie dachte, an das Gefühl, keine Wur-  
zeln zu haben, keine eigenständige Identität jenseits ih-  
rer Dienste als Auserwählte ... geriet sie ins Grübeln. Die  
Willensfreiheit hatte sie in diese missliche Lage gebracht,  
aber zumindest war es ein selbst gewählter Weg. Als Auser-  
wählter war ihr keine Wahl vergönnt gewesen, zu keinem  
Aspekt ihres Lebens.

Sie verlor ihr Kind, das war offensichtlich. Und wenn  
Payne glaubte, dass da eine Möglichkeit bestand ...

»Tu, was du für richtig hältst«, sagte sie mit brüchiger  
Stimme. »Und ganz gleich, wie es ausgeht, ich danke dir.«

Payne nickte. Dann hob sie die Hände und spreizte die  
Finger. »Darf ich deinen Bauch berühren?«

Layla schob das Laken zurück. »Muss ich mein T-Shirt  
ausziehen?«

»Nein.«

Umso besser. Denn selbst das Zurückschieben der De-  
cke löste einen erneuten Krampf aus, die Verlagerung die-  
ses Federgewichts reichte, um ...

»Solche Schmerzen«, murmelte Payne.

Wortlos legte Layla ihren Bauch frei. Ihr Gesicht sagte  
offensichtlich genug.

»Entspann dich. Es dürfte eigentlich nicht wehtun.«

Als Payne die Hände auf ihren Unterleib legte, riss Layla den Kopf hoch. Die Berührung war ganz sanft und warm, wie ein Vollbad. Und auch so wohltuend. Wohltuend auf merkwürdige Art, um genau zu sein.

»Tut es weh?«, wollte Payne wissen.

»Nein. Es fühlt sich ...« Als der nächste Krampf sich zusammenbraute, umklammerte Layla das Laken und machte sich gefasst auf ...

Doch der Schmerz erreichte nicht den Höhepunkt, er stieg an wie ein mächtiger Berg, dem der Gipfel fehlte.

Es war die erste Linderung seit Beginn des Ganzen.

Mit einem Seufzer der Erleichterung ließ Layla den Kopf in die Kissen sinken, und eine plötzliche Mattheit führte ihr vor Augen, wie groß ihr körperliches Unbehagen gewesen war.

»Und jetzt fangen wir an.«

Unvermittelt begann die Lampe gegenüber zu flackern ... und erlosch.

Doch bald schon erstrahlte ein neues Licht.

Paynes sanfte Hände begannen schwach zu leuchten, die Wärme ihrer Berührung intensivierte sich, und diese merkwürdige, wundervolle Linderung durchdrang ihre Haut, die Muskeln, alle im Weg befindlichen Knochen ... und ergoss sich in ihren Mutterleib.

Dann gab es eine Art Explosion.

Mit einem Fauchen ergab Layla sich dem Kraftstrom, der sie urplötzlich durchflutete, der Hitze, die nicht brannte und doch den Schmerz einkochte und aus ihrem Fleisch löste, bis er entwich wie Dampf aus einem Topf und davongeweht wurde.

Aber es war noch nicht vorüber. Eine immense Euphorie ergriff von ihr Besitz und breitete sich mit goldenen

Tentakeln von ihrem Becken her aus, durchdrang ihren Oberkörper, erfasste ihren Geist und ihre Seele, während es in Armen und Beinen kribbelte.

Welch herrliche Erlösung ...

Welch unglaubliche Kraft ...

Welch Segen ...

Doch die Heilung war noch nicht vollendet.

Mitten im Mahlstrom fühlte Layla ein ... was war es? Eine Regung in ihrem Schoß. Als würde sich etwas zusammenziehen, aber nicht krampfartig, nein, diesmal nicht. Mehr so, als fände das, was gezaudert hatte, eine belebende Kraft.

Da wurde ihr bewusst, dass ihre Zähne klapperten.

Sie blickte an sich herab und sah, dass sie am ganzen Leib schlotterte. Doch das war noch nicht alles.

Sie leuchtete. Ihre Haut war wie ein Lampenschirm, durchdrungen vom inneren Strahlen ihres Körpers, das selbst durch ihre Kleidung hindurchschien.

Paynes Gesicht wirkte hart in diesem Licht, als würde sie teuer für die Übertragung ihrer wundersamen Heilkraft bezahlen. Und Layla wäre abgerückt, hätte es beendet, wäre es ihr möglich gewesen – denn Payne wirkte schon ganz ausgezehrt. Doch die Verbindung ließ sich nicht unterbrechen, sie hatte keine Kontrolle über ihre Gliedmaßen, konnte nicht einmal mehr sprechen.

Sie schien ewig zu dauern, diese Leben spendende Verbindung zwischen ihnen beiden.

Schließlich riss Payne sich ruckartig los, glitt vom Bett und blieb reglos auf dem Boden liegen.

Layla öffnete den Mund, um zu schreien. Sie wollte nach ihrer Retterin greifen und kämpfte gegen die bleierne Schwere ihres noch immer leuchtenden Körpers an.

Doch sie war machtlos.

Ihr letzter Gedanke vor der Ohnmacht galt der Sorge um den Zustand ihrer Wohltäterin. Und dann wurde es dunkel.

ein Fausthieb. Schlagartig sank seine Erektion in sich zusammen.

Obwohl sie zweimal übereinander hergefallen waren, wachte Blay in diesem Moment neben Saxton auf.

Hatte vermutlich Sex mit ihm.

Verflucht, ihm wurde schlecht.

Die Vorstellung, dass Blay einen anderen berührte, einen anderen ritt, einen anderen mit Händen und Zunge befriedigte – seinen verfuckten Cousin, um genau zu sein –, war beinahe so unerträglich wie die Sache mit Layla. Denn dank der jüngsten Ereignisse übte Blay nun eine noch viel größere Anziehung auf Qhuinn aus, statt uninteressant geworden zu sein.

Super. Noch so eine freudige Entwicklung.

Völlig antriebslos schleppte Qhuinn sich vom Bett ins Bad. Eigentlich wollte er kein Licht anmachen, wollte nicht sehen, wie beschissen er aussah, aber rasieren rein nach Gefühl wäre auch nicht gerade clever gewesen.

Also betätigte er den Schalter und blinzelte ins Licht, während hinter seinen Augäpfeln ein pochender Schmerz einsetzte. Zweifellos sollte er wieder einmal etwas essen, aber Scheiße, die permanenten Forderungen seines Körpers gingen ihm allmählich auf den Zeiger.

Er ließ das Waschbecken volllaufen, gab einen Klacks Rasiergel in die hohle Hand und verrieb ihn zu Schaum. Dabei dachte er an seinen Cousin. Obwohl er es nicht wusste, hatte er den Verdacht, dass Saxton einen altmodischen Rasierpinsel benutzte, um sich Kinn und Wangen einzuseifen. Und keinen Einwegrasierer. Sicher verwendete er ein Barbiermesser mit Perlmuttergriff.

Qhuinns Vater hatte so eines besessen. Und sein Bruder hatte zur Transition ein eigenes geschenkt bekommen, mit seinen Initialen darauf.



Zusammen mit dem Siegelring.

Tja, schön für die beiden. Doch da sie nun tot waren, rasierten sie sich ohnehin nicht mehr.

Er betupfte sich mit Schaum, bis sein Gesicht aussah wie die verschneite Landschaft draußen, und griff nach dem gewöhnlichen Mach 3 mit Wegwerfkopf ...

Unvermittelt überlegte er, dass er diesen vielleicht mal wieder wechseln sollte.

Ja, einen frischen, superscharfen, sauberen.

Quinn verdrehte die Augen. Es ging doch nichts darüber, sein Selbstwertgefühl durch drei kleine Klingen und einen Gleitkopf zum Ausdruck zu bringen. Eine verdammt bestechende Logik.

Dennoch fing er an, in den Schubladen unter dem Waschtisch herumzukuramen, und stieß dabei auf alle möglichen Badezusätze und Kosmetikprodukte, die er nie benutzte oder auch nur ansah.

Als er die letzte Schublade rauszog, die ganz unten, hielt er inne. Stutzte. Bückte sich.

Da war ein kleines schwarzes Samtkästchen, ähnlich einem Behältnis für Schmuck. Doch er besaß keinen Schmuck, und schon gar nicht von Reinhardt, diesem stinkteuren Laden in der Stadt. Da aber sonst niemand in diesem Zimmer wohnte, fragte er sich, ob das Kästchen vielleicht bereits vor seinem Einzug hier gelegen und er es nur nie wahrgenommen hatte.

Er holte das Schächtelchen raus, klappte den Deckel auf und ...

»Ach, sieh mal einer an.«

Darin lagen die stahlgrauen Ohrringe und der Hufeisenstecker, den er früher immer in der Unterlippe getragen hatte, als handelte es sich um kostbare Stücke.

Fritz musste sie bei einer nächtlichen Putzaktion auf-

gesammelt und in dieses Kästchen gelegt haben. Anders konnte Qhuinn es sich nicht erklären – denn er hatte sich ganz gewiss nicht mehr darum gekümmert, seit er sie nach und nach rausgenommen hatte. Er hatte sie einfach ganz hinten in das Badezimmerschränkchen geworfen.

Qhuinn betastete die stählernen Stecker und erinnerte sich, wie er sie gekauft und angelegt hatte. Sein Vater war entsetzt gewesen, seine Mutter auch – sie war vom Letzten Mahl aufgestanden und hatte sich für vierundzwanzig Stunden in ihre Privatgemächer zurückgezogen, nachdem er mit den Dingen im Esszimmer eingelauften war.

Im Piercingstudio hatte man ihm gesagt, dass er warten sollte und die frisch gestochenen Löcher erst heilen müssten, ehe er die medizinischen Stecker gegen die anderen austauschte. Doch dieser Rat mochte für Menschen gelten. Bei ihm war nach ein paar Stunden alles verheilt, und er hatte seine eigenen Stecker eingesetzt.

Bei Blay auf dem Klo, um genau zu sein.

Qhuinn zog die Stirn in Falten und erinnerte sich an den Moment, als er aus der Toilette ins Schlafzimmer seines Kumpels getreten war. Blay hatte mit einem Corona auf dem Bett gesessen und ferngesehen. Er hatte sich nach ihm umgeschaut, und sein Ausdruck war offen und gelöst gewesen – bis er Qhuinn sah.

Da hatte seine Miene sich unmerklich verhärtet. So dezent, dass es nur jemandem auffallen konnte, der ihn wirklich sehr gut kannte. Aber Qhuinn war es nicht entgangen.

Damals hatte er geglaubt, dass dieser Goth-Look vielleicht eine Spur zu krass für seinen konservativen Freund war. Doch als er jetzt an diese Szene zurückdachte, erinnerte er sich an ein weiteres Detail: Blay hatte sich wieder

dem Fernseher zugewandt ... und sich beiläufig ein Kissen in den Schoß gestopft.

Er musste hart geworden sein.

Als Qhuinn sich dies vergegenwärtigte, schwoll auch sein Schwanz aufs Neue an.

Doch das war reine Zeitverschwendung.

Er starrte die verdammten Ohringe an und dachte an seine Rebellion und die Wut und die verkorksten Vorstellungen, was ihm zu einem glücklichen Leben fehlte.

Eine Vampirin. Wenn er eine fand, die ihn akzeptierte.

Er hatte sich etwas vorgemacht.

Schon komisch. Feigheit gab es in allen erdenklichen Ausformungen. Man musste nicht bibbernd in der Ecke kauern wie ein Jammerlappen. O nein. Man konnte ein vorlauter Muskelprotz sein, der einen auf harten Kerl machte, das Gesicht voller Piercings, und der Welt mit einem abfälligen Lächeln entgegentreten ... und trotzdem nichts als ein erbärmlicher Feigling sein. Denn Saxton mochte zwar Dreiteiler mit Krawatten und Loafers tragen, er stand aber dennoch zu dem, was er war, und hatte keine Angst, sich zu nehmen, was er wollte.

Prompt wachte er zusammen mit Blay im Bett auf.

Qhuinn schloss das Kästchen und steckte es zurück in die Schublade. Dann sah er in den Spiegel. Was wollte er gleich wieder hier?, fragte er sich und betrachtete sein Gesicht.

Ach ja. Rasieren.

Das war's.

Ungefähr zwanzig Minuten später verließ Qhuinn sein Zimmer. Er ging den Flur mit den Statuen runter, vorbei an der geschlossenen Tür von Wrath' Arbeitszimmer und weiter.

Es war unmöglich, in den Salon im ersten Stock zu schauen und nicht an den unglaublichen Sex mit Blay vor nur wenigen Stunden zu denken. Besonders schwer fiel es ihm, cool zu bleiben, als das Sofa in Sicht kam.

Er würde dieses Möbelstück nie mehr mit den gleichen Augen sehen können. Scheiße, vielleicht waren alle Sitzgarnituren für ihn verdorben, auf ewig.

Vor Laylas Zimmer blieb er stehen und legte das Ohr an die Kassettenür. Nichts zu hören, doch er fragte sich, was er eigentlich glaubte, auf diese Weise herauszufinden.

Er klopfte leise. Als keine Antwort kam, schnürte ihm eine plötzliche, irrationale Angst die Kehle zu, und er stieß die Tür auf.

Licht strömte in die Dunkelheit.

Sein erster Gedanke war, dass sie tot war, dass dieser Penner von Havers gelogen hatte und sie an den Folgen des Schwangerschaftsverlusts gestorben war: Layla lag reglos in den Kissen, den Mund leicht geöffnet, die Hände über der Brust gefaltet, wie von einem Bestattungsunternehmer arrangiert, der Respekt für seine Toten hatte.

Doch ... etwas hatte sich geändert, und es dauerte eine Weile, bis ihm klar wurde, was es war.

Der penetrante Geruch von Blut war fort. Genau genommen lag nur ihr feiner Zimtduft in der Luft und erfrischte es auf eine Art, dass das ganze Zimmer heller wirkte.

War der Schwangerschaftsabbruch endlich überstanden?

»Layla?«, sagte er, obwohl er versprochen hatte, sie nicht zu wecken, wenn sie schlief.

Erleichtert sah er, wie ihre Brauen zuckten, als ihr Unterbewusstsein ihren Namen selbst im Schlaf registrierte.

Er hatte den Eindruck, dass sie aufwachen würde, wenn er sie noch einmal rief.

Doch es erschien ihm grausam, sie aus dem Schlaf zu reißen. Denn was erwartete sie beim Erwachen? Schmerzen? Ein Gefühl des Verlustes?

Vergiss es.

Quinn zog sich leise zurück, schloss die Tür und stand einfach nur da. Er wusste nicht so recht, was er mit sich anfangen sollte. Wrath hatte ihm gesagt, er solle zu Hause bleiben, selbst wenn John Matthew das Haus verließ – was vermutlich eine Art Sonderurlaub von seinen *Ahstrux-nohtrum*-Pflichten aufgrund von Laylas Zustand war. Und er war froh darüber. Er konnte so gut wie nichts für Layla tun – auf diese Weise war er wenigstens in ihrer Nähe, für den Fall, dass sie irgendetwas brauchte. Etwas zu trinken. Aspirin. Eine Schulter, an der sie sich ausheulen konnte.

*Das ist dein Werk*, klangen ihm die Worte von Phury im Kopf.

Dem Uhrenschlag aus diesem gottverlassenen Salon nach zu schließen, hatte er wohl das Erste Mahl verpasst. Neun Uhr. Ja, er hatte es verschlafen, und das war nur gut so. Eine Dreiviertelstunde an der Tafel zu sitzen, in Gesellschaft von zwei Dutzend Hausbewohnern, die sich bemühten, ihn nicht anzustarren, hätte ihn vermutlich in den Wahnsinn getrieben.

Jemand lief unten durch die Eingangshalle, und er hob den Kopf.

Ohne groß darüber nachzudenken, ging er zur Balustrade und sah hinab.

Payne, Vs knallharte Schwester, kam aus dem Esszimmer.

Er kannte sie nicht sonderlich gut, hatte aber einen Höllenrespekt vor ihr. Kein Wunder, so wie sie sich im Ein-

satz schlug ... tough, supertough. Doch im Moment sah Dr. Manellos *Shellan* aus, als hätte man sie in einer Kneipe vermöbelt: Sie schlurfte in gebeugter Haltung über das Bodenmosaik, am Arm ihres *Hellren*, der alles zu sein schien, was sie noch aufrecht hielt.

War sie in einen Kampf geraten?

Er roch kein Blut.

Dr. Manello sagte etwas zu ihr, das nicht bis zu Quinn drang, doch dann nickte er in Richtung Billardzimmer – als würde er vorschlagen, dorthin zu gehen.

Sie bewegten sich im Schneckentempo darauf zu.

Da er niemanden sehen wollte, trat Quinn vom Geländer zurück und wartete, bis die Luft wieder rein war. Dann joggte er die große Freitreppe hinunter.

Essen. Training. Noch einmal nach Layla sehen.

Das war sein Programm für die Nacht.

Er ging Richtung Küche und ertappte sich bei dem Gedanken, wo Blay stecken mochte. Was er wohl gerade tat. Ob er draußen war und kämpfte oder heute frei hatte und ...

Weil er aber nicht wusste, wo Saxton sich aufhielt, führte er diese Überlegung nicht weiter.

Denn hätte Quinn die Möglichkeit gehabt, sich mit Blay zurückzuziehen, hätte er genau gewusst, was er tun würde.

Und Saxton, sein nervtötender Cousin, war kein Idiot.

ge Angelegenheit mit einer Angehörigen seiner Spezies, die äußerst versiert darin war, die Bedürfnisse hungriger Vampire zu stillen. Gegen Bezahlung.

Nicht schön.

Er legte seine Waffen an, schnappte sich einen schwarzen Kaschmirmantel und ging die Treppe hinunter ins Erdgeschoss. Hinter der verriegelten Stahlschiebetür empfing ihn ein metallisches Klicken.

Die Zwillinge waren in der Küche und kontrollierten diverse Vierziger.

»Hast du die Sache mit dem Anruf erledigt?«, wandte Assail sich an Ehrlic.

»Ganz nach deinen Anweisungen.«

»Und?«

»Er kommt. Allein. Waffe?«

»Bin schon versorgt.« Assail fischte den Schlüssel vom Range Rover aus einer Silberschale auf dem Küchentresen. »Wir nehmen meinen Wagen. Für den Fall, dass jemand verletzt wird.«

Denn nur ein Idiot nahm seinen Widersacher beim Wort, und sein SUV besaß eine Vorrichtung am Unterboden, die sich im Falle eines Großangriffs als äußerst nützlich erweisen konnte.

*Kawumm.*

Fünfzehn Minuten später fuhren die drei über die Brücke nach Caldwell hinein. Assail saß am Steuer und beglückwünschte sich zur Wahl seiner Mitstreiter: Die Zwillinge waren nicht nur eine große Unterstützung, sie besaßen auch keinerlei Neigung zu unnötigen Worten.

Das Schweigen war ein willkommener vierter Fahrgast.

Er nahm die Ausfahrt hinter dem Hudson, fuhr in einem Bogen unter den Northway und dann parallel zum

Fluss durch einen Wald aus dicken Stützpfeilern. Es war eine kahle, dunkle und vor allem menschenleere Gegend.

»Noch ungefähr hundert Meter, dann rechts parken«, meldete Ehrlic sich von hinten.

Assail fuhr seitlich ran, hoch auf den Bordstein und hielt.

Sie stiegen aus in die Kälte und blickten sich suchend um. Dann liefen sie los, Mäntel offen, Waffen in den Händen. Ehrlics Bruder bildete den Abschluss, in einer Hand die drei schwarzen Müllsäcke mit den abgetrennten Köpfen der *Lesser*, die bei jedem Schritt raschelten.

Über ihnen rauschte der Verkehr, Pkws fuhren in gleichmäßiger Geschwindigkeit über ihren Köpfen, ein Krankenwagen jagte mit durchdringend heulender Sirene vorbei, ein schwerer Laster rumpelte über die Träger. Assail atmete tief ein, doch seine Nase registrierte nur eisige Kälte, die jeglichen Gestank von Unrat und totem Fisch tilgte.

»Da vorne«, meinte Ehrlic.

Gemessenen Schrittes liefen sie über den Asphalt und dann über gefrorene Erde. Die Betonmasse der Fahrbahn über ihnen hielt die Sonne ab und ließ keine Vegetation zu, dennoch gab es Leben – gewisser Art. Obdachlose schützten sich behelfsmäßig mit Pappkartons und Plastikplanen gegen die Winterkälte und hatten sich so dick eingemummt, dass nicht zu erkennen war, in welche Richtung sie blickten.

Doch da ihre Hauptbeschäftigung darin bestand, am Leben zu bleiben, machte Assail sich keine Sorgen, dass sie sich einmischen könnten. Außerdem wurden diese Leute zweifellos öfter Zeugen derartiger Transaktionen und wussten, dass sie besser nicht störten.



Und wenn doch? Assail würde nicht zögern, sie von ihrem Elend zu erlösen.

Das erste Zeichen für die Ankunft ihres Feindes war der Gestank, den ihnen der Wind zutrug. Assail war nicht sonderlich bewandert in den Eigenarten der Gesellschaft der *Lesser* und ihrer Mitglieder, aber seine ausgezeichnete Nase konnte keine unterschiedlichen Nuancen innerhalb dieses Geruchs ausmachen, woraus er schloss, dass man seinen Anweisungen Folge leistete und keine Hundertschaft im Anmarsch war – obwohl es natürlich möglich war, dass Omegas Gefolgschaft nur eine Geruchsnote besaß.

Sie würden es bald erfahren.

Assail und die Zwillinge blieben stehen. Und warteten.

Einen Moment später trat ein einzelner *Lesser* hinter einem Pfeiler hervor.

Sieh an, wie interessant. Es war ein ehemaliger »Kunde«, der Ecstasy und Heroin bei Assail eingekauft hatte. Beinahe wäre er eliminiert worden, doch sein Kaufvolumen lag knapp unter der Grenze, die einen zum Mittelsmann qualifizierte.

Das war der einzige Grund, warum er noch atmete ... und mittlerweile war er also zum *Lesser* mutiert. Jetzt, da er darüber nachdachte: Der Kerl war in letzter Zeit von der Bildfläche verschwunden, also konnte man davon ausgehen, dass er sich an sein neues Leben gewöhnen musste. Beziehungsweise an sein Nicht-Leben.

»Ach du Scheiße«, sagte der *Lesser*, als er ihren Geruch auffing.

»Tja, dass ich Ihr Feind bin, war nicht gelogen«, sprach Assail gedehnt.

»Vampire ...?«

»Was uns beide in eine kuriose Position bringt, nicht

wahr?« Assail nickte den Zwillingen zu. »Meine Partner sind gestern Nacht mit den besten Absichten hierhergekommen. Sie waren nicht minder überrascht, als Ihre Männer erschienen. Es kam zu gewissen ... aggressiven Akten ... von unserer Seite aus, bevor sich die Sache aufklärte. Ich bitte um Vergebung.«

Auf Assails Nicken hin wurden dem *Lesser* die drei Müllbeutel zugeworfen.

Ehric sagte trocken: »Wir sind gewillt, Ihnen zu verraten, wo der Rest von ihnen steckt.«

»Davon abhängig, wie sich diese Übergabe gestaltet«, fügte Assail hinzu.

Der *Lesser* blickte auf die Müllbeutel, zeigte aber keine Regung. Ein Hinweis darauf, dass er Profi war. »Haben Sie die Ware dabei?«

»Sie haben dafür bezahlt.«

Die Augen des Jägers verengten sich. »Sie machen Geschäfte mit mir?«

»Ich bin nicht gekommen, um mich an Ihrer Gesellschaft zu erfreuen, so viel kann ich Ihnen verraten.« Assail gab ein Zeichen, und Ehric zückte ein eingewickelttes Päckchen. »Zuerst ein paar Grundregeln: Sie kontaktieren mich direkt. Ich nehme keine Anrufe von anderen Mitgliedern Ihrer Organisation an. Abholung und Lieferung können Sie delegieren, an wen Sie wollen, aber Sie teilen mir Identität und Anzahl Ihrer Gesandten mit. Sollte es zu einem Angriff oder zu Verstößen gegen meine Regeln kommen, beende ich die Geschäfte mit Ihnen. Das sind meine einzigen Bedingungen.«

Der *Lesser* musterte Assail und seine Cousins. »Was, wenn ich größere Mengen kaufen möchte?«

Auch diese Möglichkeit hatte Assail in Betracht gezogen. Er hatte nicht umsonst zwölf Monate lang Mittels-

männer animiert, sich Kugeln in den Kopf zu jagen – diese hart erkämpfte Machtposition wollte er an niemanden verlieren. Dennoch bot sich ihm hier eine einmalige Gelegenheit. Wenn die Gesellschaft der *Lesser* durch den Straßenverkauf zu Geld kommen wollte, versorgte er sie gerne mit den nötigen Drogen. Dieser stinkende Widerling konnte sich nicht direkt an Benloise wenden, denn das würde Assail zu verhindern wissen. Aber vor allem gab es in Assails bisherigem Geschäftsmodell eine akute Schwachstelle: Er verfügte über zu viel Ware, um sie allein mit seinen beiden Mitarbeitern unter die Leute zu bringen.

Also war es an der Zeit für Outsourcing. Nachdem er die Stadt nun im Würgegriff hatte, bestand die nächste Phase darin, ein paar handverlesene Helfer zu gewinnen, die sozusagen Auftragsarbeit leisteten.

»Wir beginnen langsam und warten ab, wie es sich entwickelt«, murmelte Assail. »Sie sind auf mich angewiesen. Ich bin die Bezugsquelle. Es hängt ganz von Ihnen ab, wie wir weiter verfahren. Ich bin gewiss nicht ... wie soll ich sagen ... abgeneigt, wenn Sie Ihren Bestellwert erhöhen. Im Laufe der Zeit.«

»Woher weiß ich, dass Sie nicht mit der Bruderschaft zusammenarbeiten?«

»Wäre das der Fall, würde ich sie in diesen Sekunden auf Sie hetzen.« Er deutet auf die drei Mülltüten zu Füßen des Jägers. »Darüber hinaus habe ich Ihnen in Anerkennung Ihrer Verluste Ware im Wert von dreitausend Dollar dazugepackt. Eine versöhnliche Geste. Einen Riesens für jeden unserer, sagen wir mal, voreiligen Schlüsse von letzter Nacht.«

Die Brauen des Jägers schossen in die Höhe.

Schweigen machte sich breit. Der Wind fegte um sie

herum, blähte Mäntel auf und pffiff um den Jackenkragen des *Lessers*.

Assail wartete geduldig auf die Reaktion. Es gab zwei mögliche Antworten: Lautete sie Ja, würde Ehrlic dem *Lesser* das Paket zuwerfen. Bei einem Nein würden sie zu dritt auf ihn feuern und ihn außer Gefecht setzen, um ihn dann mit einem Messerstich zurück zu Omega zu schicken.

Beides war für ihn akzeptabel. Doch Ersteres würde er vorziehen.

Er witterte Profit. Für beide Seiten.

Sola blieb auf Abstand zu den vier Männern, die sich unter der Brücke versammelt hatten: Aus einiger Entfernung verfolgte sie das Treffen durch ihr Fernglas.

Mr Geheimnisvoll wurde von zwei riesenhaften Bodyguards begleitet, die einander glichen wie ein Ei dem anderen. Allem Anschein nach führte er die Verhandlungen, und das überraschte sie nicht – denn natürlich konnte sie sich denken, worum es bei dem Treffen ging.

Da trat auch schon der linke Zwilling vor und überreichte dem Mann, der allein gekommen war, ein Paket von der Größe einer Pausenbrotbox für Kinder.

Ihr war bewusst, dass sie ihr Leben riskierte, während sie diesen Deal hier beobachtete – und das nicht, weil sie nach Anbruch der Dunkelheit unter dieser Brücke war.

Nach ihrem Zusammenstoß in der letzten Nacht war es mehr als fraglich, ob dieser Mann es zu schätzen wüsste, dass sie ihn beschattete und Zeugin seiner illegalen Geschäfte wurde. Doch in den vergangenen vierundzwanzig Stunden hatte sie fast ausschließlich an ihn gedacht – und war wütend geworden. Es war verdammt noch mal ein freies Land, niemand konnte ihr verbieten, sich an diesem öffentlich zugänglichen Ort aufzuhalten.

Wenn er ungestört sein wollte, sollte er seine Geschäfte nicht unter einer Brücke betreiben.

Erneut flammte Wut in ihr auf, und sie biss die Zähne zusammen ... denn sie wusste, dass dies ihre größte Schwäche bei der Arbeit war.

Ihr ganzes Leben lang hatte sie sich gegen Verbote aufgelehnt. Aber Sachen wie der Keks vor dem Essen oder das Auto, der Hausarrest oder die Gefängnisbesuche bei ihrem Vater ... hatten im Allgemeinen andere Konsequenzen als die Beobachtung dieser Szene unter der Brücke.

*Nein, keine weiteren Besuche auf meinem Grundstück.*

*Nein, Schluss mit dem Spionieren.*

Ja, redet nur, ihr Wichtigtuer. *Sie* entschied, wann sie genug hatte. Und im Moment war das noch *nicht* der Fall.

Außerdem gab es einen weiteren Grund für ihre Beharrlichkeit: Sie mochte es nicht, wenn sie die Nerven verlor, und genau das war in der vergangenen Nacht geschehen: sie hatte die Konfrontation mit diesem Mann gescheut, sie hatte Angst verspürt – und sie *duldete* keine Angst in ihrem Leben. Nach jener Tragödie vor langer Zeit, die alles verändert hatte, hatte sie entschieden – oder besser gesagt, geschworen –, sich durch nichts mehr einschüchtern zu lassen.

Nicht von Schmerz. Nicht vom Tod. Nicht vom Unbekannten.

Und ganz bestimmt nicht von einem Mann.

Sola richtete ihr Fernglas auf sein Gesicht. Das Leuchten der Stadt spendete genug Licht. Himmel, sein Haar war so verdammt schwarz, fast wie gefärbt. Seine Augen – schmal, aggressiv. Und sein Ausdruck war so arrogant und kontrolliert.

Eigentlich wirkte er viel zu fein für das, was er da trieb. Aber vielleicht war er ja vom gleichen Schlag wie Benloise.

Kurz darauf trennten sich die beiden Parteien: der Einzelgänger drehte sich um und ging in die Richtung, aus der er gekommen war, ein paar halbvolle Müllbeutel über der Schulter, die anderen drei kehrten zum Range Rover zurück.

Sola joggte zu ihrem Mietwagen, wobei ihr dunkler Einsteiler und die Skimaske sie weitgehend mit ihrer Umgebung verschmelzen ließen. Sie schwang sich hinter das Steuer des Fords, duckte sich und überwachte mit einem Spiegel die Einbahnstraße, die unter der Brücke entlang verlief.

Sie war der einzige Ausweg, wenn man sich keinen Ärger mit der Verkehrspolizei einhandeln wollte.

Kurz darauf passierte der Range Rover. Sie ließ ihm etwas Vorsprung, dann drückte auch sie aufs Gas und folgte ihm mit einem Abstand von einem Block.

Benloise hatte ihr bei Auftragserteilung Marke und Modell des Wagens genannt, zusammen mit der Adresse des Mannes am Hudson. Aber seinen Namen hatte er ihr verschwiegen.

Sie kannte nur den Immobilienfonds und den Namen des einzigen Treuhänders.

Während der Verfolgung prägte sie sich das Kennzeichen ein. Vielleicht konnte ihr einer ihrer Freunde bei der Polizei weiterhelfen. Wenn das Haus einer juristischen Person gehörte, war es mit dem Wagen sicher nicht anders.

Egal. Einer Sache war sie sich sicher: Wohin er auch als Nächstes fuhr, sie würde dabei sein.

dem Boden. Sie musste gegangen sein – oder hatte man sie hinausgetragen?

Laylas erster Gedanke war, nach Vishous' Schwester zu suchen, auf der Stelle aufzuspringen und damit zu beginnen. Obwohl sie nicht wusste, was da genau zwischen ihnen vorgegangen war, bestand doch kein Zweifel daran, dass die Kriegerin teuer dafür bezahlt hatte.

Aber Layla hielt sich zurück, als die Sorge um ihr eigenes Wohlergehen überhandnahm: Sie lenkte ihre Aufmerksamkeit von außen nach innen und durchforschte ihren Körper auf der Suche nach den Krämpfen, dem warmen Fluss zwischen den Schenkeln, den lähmenden Schmerzen, die durch Mark und Bein gingen.

Nichts.

So, wie ein Raum ruhig werden konnte, wenn alle Leute darin verstummten, war es auch mit dem Körper, wenn kein Bestandteil Beschwerden meldete.

Layla schob die Laken von sich und hob die Beine langsam über die Bettkante, sodass sie seitlich von der hohen Matratze baumelten. Unbewusst machte sie sich auf das scheußliche Gefühl von Blut gefasst, das aus ihrem Schoß rann. Als es ausblieb, fragte sie sich, ob der Schwangerschaftsabbruch womöglich vollzogen war. Aber hatte Havers nicht gesagt, dass es noch eine Woche dauern würde?

Aufzustehen kostete Mut. Obwohl ihr das lächerlich erschien.

Immer noch nichts.

Langsam ging Layla ins Bad und erwartete jeden Moment, dass die Symptome zurückkehrten und sie in die Knie zwangen. Sie wartete darauf, dass der Schmerz einsetzte, dass die rhythmischen Krämpfe erneut von ihr Besitz ergriffen, dass der Vorgang einmal mehr Körper und Geist vereinnahmte.

*Ich weiß nicht, ob es funktioniert, aber wenn du mich lässt, würde ich gern mein Möglichstes versuchen.*

Layla riss sich ihre Kleidung regelrecht vom Leib und entledigte sich aller Hüllen. Dann saß sie auf der Toilette.

Keine Blutung.

Keine Krämpfe.

Ein Teil von ihr verfiel in bodenlose Trauer – auf merkwürdige Art und Weise hatten ihr die Schmerzen das Gefühl einer Verbindung zu ihrem Kind gegeben. Wenn es nun ganz vorüber war, dann war das Sterben vollzogen – obwohl sie theoretisch wusste, dass da nichts gelebt hatte oder überlebensfähig gewesen wäre. Andernfalls hätte die Schwangerschaft nicht von selbst geendet.

Der Rest von ihr allerdings war von Hoffnung erfüllt.

Was, wenn ...

Hastig duschte sie, obwohl sie nicht wusste, was sie mit der Eile bezweckte oder was sie vorhatte.

Sie betrachtete ihren Bauch und fuhr mit seifigen Händen über die weiche, glatte Haut.

»Bitte ... nimm, was du willst, egal, was es ist ... aber gib mir das Leben in meinem Leib ...«

Die Worte waren an die Jungfrau der Schrift gerichtet – obwohl die Mutter der Spezies schon lange nicht mehr zuhörte.

»Lass mir mein Kind ... lass es mich behalten ... bitte ...«

Ihre Verzweiflung war fast so schlimm wie die Krämpfe zuvor, und sie stolperte aus der Dusche, trocknete sich hastig ab und warf sich etwas Sauberes über.

Wie sie aus dem Fernsehen wusste, gab es für Menschenfrauen Tests, die sie selbst durchführen konnten, verschiedene Methoden, die ihnen offensichtlich über die



